

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: Kampf und Krieg
Autor: Krebs, Walther
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575011>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den Schienenstrang entlang. Wagen manövrierten, und man hörte von einer andern Seite den stereotypen Ruf eines Arbeiters. Der Zug kam. Alles wurde zum Abfahren bereit gemacht. Türen fielen mit hartem Schlag ins Schloß. Die Lokomotive pffiff.

„Leb wohl!“

„Leb wohl ...“

Der Zug setzte sich in Bewegung. Helene trat ans Fenster. Ernst und fast wie eine Fremde erschien sie mir. Herr Heiz trat herzu. Die Hand wollte mir nicht zum Gruße gehorchen. So neigte ich nur den Kopf, indessen der Zug die Halle verließ und meinen Blicken entchwand.

Meine Koffern waren an der Bahn. Ich hatte nichts in der Hand als einen Stock. Ich nahm die Erde unter meine Füße, und auf dieser Erde lag Sonne und Farbe. Aber weder die Sonne noch die Farbe vermochten mich heiter und froh zu stimmen. Noch einmal wandte ich mich stehenbleibend und sah zurück zu dem Ort, und meine Gedanken suchten jenes Haus, jenen Garten, in dem das Glück und der Schmerz meines Lebens hart beieinander gestanden hatten ... Ich ging auf einsamen Wegen. Raum, daß mir jemand begegnete. Des Abends klopfte ich an diesem oder jenem Hause an und bat um Unterkunft für die Nacht. So kam ich auch einst zu einer Hütte, in der nur ein alter Mann hauste. Bei diesem Alten blieb ich volle zehn Tage, und wir wurden in dieser Zeit gute Freunde. Es ist merkwürdig, welche Wege wir zurücklegen müssen, um endlich zur Gewißheit zu kommen, daß der ganze Sinn des Lebens im Einfachen und Natürlichen liegt. Von diesem Alten aber und meiner Freundschaft zu ihm will ich heute nicht mehr

reden. Das müßte wohl sonst ein großes Buch des Dankes werden, so vieles habe ich von ihm empfangen. Ich wäre noch länger bei ihm geblieben, hätte mich nicht meine Mutter zur Heimkehr gedrängt. Ich hatte von meiner Wanderung manche Zeile an Helene geschrieben, und ich hoffte im stillen, einige Worte von ihr daheim vorzufinden. Aber es vergingen Tage, und nichts kam. Ich schrieb wieder an sie. Und endlich traf Antwort von ihrem Vater ein. Helenes Gesundheit sei angegriffen. Vor allem bedürfe sie der Ruhe. Morgen reisten sie nach dem Süden.

Da erfaßte mich noch einmal die ganze Qual dieser Liebe. Wie ein Sterbender erlebte ich wieder die ersten Stunden unseres Beisammenseins, den heißen Wellenschlag jener Zeit. Ich fühlte, daß es nicht mehr in meiner Macht lag, Helene zu halten, daß der Tod jener Frau ihr den Mut zum Glück, zum Leben genommen hatte. Ihre Worte kamen mir in den Sinn: „Es soll niemand um unserer Liebe unglücklich sein; ich könnte es nicht ertragen!“ Jedenfalls waren ihre Gefühle selbst nicht im klaren. Aber dieses Angreifbare und doch Bewußte tropfte mit immer neuer Qual in ihr Blut. Und sie konnte die Tote nicht vergessen, die Frau, die über unserer Liebe zum Sterben kam ...

Ich habe nichts mehr von Helene erhalten. Ich gewöhnte mich allmählich an ihren Verlust. Das Leben ist ja schon so. Es brachte mir manchen Sturm, doch lagen auch Lieder auf den Wogen, denen schön und friedsam zuzuhören war. Aber ich konnte sie nicht vergessen, sie beide, die mir in jenen jungen, stürmischen Tagen begegneten: Helene und die unglückliche Frau.

Kampf und Krieg.

Nachdruck verboten.

Eine Betrachtung von Dr. Walther Krebs, Herzogenbuchsee.

Leben ist Kampf, Kampf um die materielle und beim Menschen noch mehr um die geistige Existenz. Das von jedem einzelnen gedachte und für sich gewollte Ergebnis ist ein Fortschritt in seinen Existenzbedingungen, und der von jedem gewollte Fortschritt für die Gesamtheit ist seine Kulturidee.

Aufgeben des Kampfes ist Selbstmord, ein Bekämpfen der Fortschrittsmöglichkeiten des andern Mord, und der Mord in großem Stil ist der Krieg. Die Kultur aller Zeiten hat den Mord verboten, und das Christentum, die größte Kulturmacht, hat sogar die Feindesliebe geboten. Aber der einzelne fährt fort, die

ändern zu morden, und die Völker tun es in großem Stil.

Das Ergebnis des allgemeinen Kampfes in der Natur, deren Zwecke wir nicht durchschauen, war nach unserm Sinn und Verstand eine Vervollkommnung, die allmählich zur Entstehung und weiterhin zur Fortbildung und Vervollkommnung des Menschengeschlechtes führte. Dies selbst erkannt und seine Fortbildung zum eigenen Zweck erhoben zu haben, wurde im Bewußtsein des Menschen seine Kulturaufgabe, die nun darin bestand, alles zu bekämpfen, was der allgemeinen Entwicklung, zunächst aber der seiner engeren Gemeinschaften, der Staaten, sich entgegenstemmte.

Alle Staatswesen fußen auf selbstgeschaffenen Gesetzen, und jedes für sich verbietet den Mord seinen Angehörigen, bildet ihn aber aus und organisiert ihn in großem Maßstab gegen die andern.

Jeder Staat hat seine eigenen Gesetze und sein Recht, das, soweit seine Macht reicht, die Gesamtheit vor den Uebergriffen des einzelnen schützt und an Stelle des Kampfes zwischen den einzelnen, insofern deren Existenzbedingungen gefährdet erscheinen, den Schiedspruch fällt nach von ihm aufgestellten Normen. Der Staat hat so die Macht, innerhalb seiner Grenzen die Kultur zu schützen und zu fördern, kraft des Gesetzes.

Ueber den Staaten aber steht kein Gesetz. Hier waltet noch das kulturfeindliche,

barbarische Recht des Stärkern, hier soll der Krieg entscheiden.

Und — wenn keiner Sieger wird, wenn beide Kämpfer durch immer neue Koalition des Schwächeren mit bisher Unbetheiligten das schwankende Gleichgewicht stets wieder herzustellen wissen, wenn schließlich beide Parteien zur Einsicht gelangen, daß sie selbst der Erschöpfung entgegengehen und die gesamte Kultur durch den Krieg in Frage gestellt wird, daß der Streit durch ihn nicht geschlichtet werden kann — dann erst wird ein Recht zum höchsten Gesetz, dem sich beide zu unterziehen sich entschließen müssen, wenn sie nicht von außen dazu gezwungen werden können.

Wer nun aber Recht zu sprechen hat, sieht sich vor die schwierige Aufgabe gestellt, zu den Anfängen aufzusteigen, die Ursachen des Streites zu ergründen. Und diese wird er immer zunächst in der rohen Begehrlichkeit der menschlichen Natur finden, die nur das ihr innewohnende oder ein ihr von außen diktiertes Gesetz der Menschlichkeit hätte in Schranken halten können.

Was die unmittelbare Veranlassung des Krieges anbetrifft, wird sich derjenige am meisten verantwortlich fühlen müssen, der sich im Besitz der größten Intelligenz, der höchsten Kultur und der reichsten Machtmittel glaubt; denn vermöge dieser Eigenschaften hätte es ihm am ehesten zugestanden, den Krieg zu verhüten.

Ein Märlein vom Schweizerlande.

Von Hedwig Bleuler-Waser, Zürich *).

Nachdruck verboten.

Als der liebe Gott mit Hilfe seiner Erzengel die Erde aus dem ärgsten Chaos heraus hatte, beschaute er das gemeinsame Werk und sagte ihnen lächelnd: „Kinder, das ist euch nur allzugut geraten! So erzengelmäßig ordentlich und fadengerade habt ihr mir da unten aufgeräumt... Wer hieß euch denn alle Schneeberge aufeinander türmen, die Hügel in gerade Reihen ausrichten, die Ebenen zueinander, Wüstenei an Wüstenei, Wälder an Wälder, Felder an Felder legen, Wasserguß auf Wasserguß in langweilige Becken schütten? Auf der einen Seite seh ich Schnee und Eis in Klumpen, auf der andern Feigen

und Kastanien in lauter Hitze braten, hier Einsamkeiten, daß die Füchse und Hasen gar nicht aufhören können, einander gute Nacht zu sagen, dort ein unausstehtliches Gedrängsel und Gewimmelsel von Menschen und Häusern! Und dann dieses einschichtige Völkerwesen darin, jede Sippschaft von der andern hübsch abgetrennt, und wäre es bloß durch ein hochmütiges Mäuerchen, keine von der andern ein Wort

*) Unsere Leser finden dies Märchen in einem demnächst im Verlag von A. Franke in Bern erscheinenden Büchlein der Verfasserin, das mit dem Titel „Funken vom Augustfeuer“ vom Bund Schweizerischer Frauenvereine als Anregung zur nationalen Erziehung in der Schweizerfamilie herausgegeben wird. A. d. R.